Familienblätter.

Sonntags=Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 46. Posen, den 14. November. 1880.

Die Sängerfahrt von Trostlos nach Jammerheim.

Eine abentheuerliche Geschichte von Josef Lewinsky.

Nachdruck verboten.

I.

Im Hotel zum „gerupften Hühnchen" in Trostlos geht es heute lebhaft her. Der Gesangverein „Bimmel=Bammel" hält im Extrastübchen General=Versammlung. Der Inhalt der Vereins=Sparbüchse bildet den Gegenstand der Berathung der zehn sangeskundigen Honoratioren der Stadt. Knautschke den Doktor und Schmautschke den Apotheker sehen wir hier; auch den Major a. D. Herrn von Säbel, Knute den Amtmann, Puselich den Rektor und Muselich den Kantor, und nicht zu vergessen ihn, die Chronik der Stadt, Laputschki, den Redakteur vom Trostloser Wochenblatt.

Viel und lebhaft ist schon debattirt worden unter dem Vorsitz des Apothekers Schmautschke, dem Taktstock des Vereins, und eben hat Amtmann Knute das Wort ergriffen, um zu beweisen, daß es das Klügste wäre, das Geld zu vertrinken und zu verspeisen. Doch dagegen erhebt Predigtamtskandidat Schönchen seine salbungsvolle Stimme: „An uns're Seel' allein meine Freunde laßt uns denken, und das Geld lieber der Mission zur Bekehrung der Heiden schenken."

„Was scheeren uns die Heiden", ruft aber giftig Major a. D. von Säbel (im Frieden der größte Haudegen). „An uns're eig'ne Bekehrung laßt uns denken, guter Pastor, und dem Bauch geben, was des Bauches ist, denn das ist fürwahr kein Laster."

„Ich bin mit allem zufrieden", bemerkt mit scharfem Geist eine Tenorstütze des Vereins, die Pieseke heißt.

Die größten Redner des Vereins haben bereits gesprochen. (Hat Mancher doch mehrere Wochen an seiner Rede studirt.) Jetzt erhebt sich mit fetttriefender Würde der Cicero von Trostlos, der Doktor Knautschke.

„Ihr wißt, meine Freunde", spricht er, sein Bäuchlein streichelnd, „daß ich nicht gerne von meinen Verdiensten rede. Weiß doch jedes Trostloser Kind, was ich zur Hebung unserer theuren Stadt Großes beigetragen. Die Pfiffmatentchen = Gesellschaft und der Oetöpötötö=Verein sind meine Gründungen; die Kinkerlitzchen=Anstalt und der Flatusen=Klub sind meine Schöpfungen; das Knautschke=Institut rc. meine Werke. Doch meine Bescheidenheit gebietet mir, von all dem zu schweigen. Mein Vorschlag aber ist, daß wir die Sparbüchse widmen dem Besten von Trostlos und mit seinem Inhalt gründen, was uns Noth thut — ein großes Findelhaus. (Hört! hört!) Dann, meine Freunde, werden wir ein schreiendes Bedürfniß befriedigen und noch die fernsten Kinder und Ammen werden unser Andenken tausendfach segnen." (Bravo).

„Laputschkichen, haben Sie meine Rede für's Wochenblatt stenographirt?" —

„Bis auf mein „Bravo" jedes Wort notirt."

Die übrigen Bimmel=Bammler können dem Antrag Knautschke's aber nicht zustimmen.

„Potz Tausend, Doktor", ruft Major a. D. v. Säbel, „bei allen Euren Sünden, wie wollt Ihr von 81 Mark, die in der Büchse, ein großes Findelhaus denn gründen?"

„Ta wollen wir tas Kelt toch lieper unter uns theilen", spricht Kantor Muselich, „tenn wahrhaftigen Kott, Ihr Härings=päntiker, ich prauche kein Kepärhaus nicht."

Die gestellten Anträge entfachen unter den Anwesenden einen lebhaften Streit, da ein Jeder seine Meinung für die vernünftigste hält. Doch jetzt erhebt sich der Leiter des Bimmel=Bammel=Vereins, Apotheker Schmautschke und schreit „Silentium!" in die Versammlung hinein.

„'R wißt, Kinder", sagt er, eine Tabacksprise mit einem Triller=wirbel auf seiner Nase begleitend, „'r wißt und die ganze Welt weiß es, daß 'r auf 'm Säng'rfest in Lakritzendorf den ersten Preis durch mich errungen habt. Laputschki hat's längst an'rkannt in sein'r Zeitung, daß 'r groß und berühmt g'worden seid unt'r mein'r Leitung und die zehn königlichen Säng'r, die auf ihrer Tournée vor Kurzem auch in Trostlos Konzert' geben hab'n, todt singen w'r sie, so wahr ich Eu'r Direkt'r bin, mausetodt!

D'rum, Kind'r, sag ich Euch, Trostlos ist zu klein für uns, w'r müssen raus, raus müssen w'r. Ich stelle also den Antrag, daß w'r mit dem Sparbüchsengelde eine Säng'rfahrt unt'r=nehmen, eine Säng'rfahrt, um der Welt zu zeigen, was singen heißt; denn, Brüder, ich bin d'r Meinung, daß d'r Mensch, sowohl Einzeln wie als Gesangverein, sein Licht nicht unterm Scheffel stellen soll. So, und nun thut, was 'r wollt, ich habe gesprochen."

Die Rede Schmautschke's ward mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen; hatte er doch jedem Einzelnen aus der Seele gesprochen; fühlte jeder Einzelne sich doch mit Stolz als einen Bimmel=Bammler. Der Antrag des Vereins=Oberhauptes wurde also durch Akklamation zum Beschluß erhoben, jede entgegenstehende Meinung zurückgedrängt und für das Arrangement der Sänger=fahrt ihm unverzüglich Vollmacht ertheilt.

„Und jetzt, Kind'r", ergriff Schmautschke zum Schlusse das Wort, „da w'r einig sind, kann ich's Euch sagen, daß ich schon vorher alles ins Werk g'setzt; 59 Briefe g'schrieben, 17 Depeschen abg'schickt, das ganze Arrangement schon b'sorgt. Mögen nun sämmtliche Gesangvereine, mögen sämmtliche königliche Säng'r d'r Welt kommen, w'r nehmen's mit Allen auf. Zu Ruhm und Ehr' werd' ich Euch von Trostlos nach Jammerheim führ'n, so wahr ich Eu'r Direkt'r bin. Und nun, Säckelwart, gebt m'r's Büchsen=geld, Ihr, Notenwart, vergeßt nicht's Repertoir; und Ihr, Kind'r, packt für die Säng'rfahrt viel reine Wäsche ein und damit à lavoir.

II.

Es war ein herrlicher Julimorgen, als unsere Helden in einem Omnibus ihren gesanglichen Eroberungszug von Trostlos unternahmen. Der Himmel lachte so heiter, als ob die ganze Welt ein „Bimmel=Bammel=Verein" wär'. Die Sonne schien so vergnügt, als ob ihr Lenker Apollo eben eine neue Leyerkomposition vollendet hätte. Lebensfroh sprangen auf der Weide der Ochs, die Kuh und der Hammel, und aus dem Munde der ganzen Natur tönt's sangesfroh: „Bimmel=Bammel!" Und Wonne und Entzücken schwellten die Brust unserer Sänger, als sie das Weichbild der Stadt hinter sich hatten. Ein Gesangsdelirium bemächtigte sich ihrer; die Tenöre krähten in die Höhe, die Bässe grummelten in die Tiefe, ein Jeder sang auf eigne Faust ein Lied, und wer jetzt plötzlich in ihre Mitte gerieth, mußte denken, er sei in ein musikalisches Tollhaus gerathen. So rüsten sie sich fürs Konzert, und als sie des Mittags in Trübsal (der ersten Gesangsstation) einziehen, haben sie sich unterwegs schon ganz heiser geschrieen. Während der Fahrt wußte Schmautschke die Genossen allmählich darauf vorzubereiten, daß ihrer große Empfangsfeierlichkeiten warten werden. Bei ihrer Einfahrt in die Stadt haben die Bimmel=Bammler also sämmtlich aus dem Wagen geschaut, ob keine weiß=gekleideten Jungfrauen und Ehrendeputationen vorhanden, keine Triumphpforten erbaut sind. Doch in den Straßen ist alles still und nur ein Hund bellt ihnen einen Willkommensgruß entgegen, als sie über den Marktplatz fahren und an der Post der Wagen hält.

„Na, tas nehm mir kein Mensch nicht üpel, tas ist ein schöner Empfang", rief Kantor Muselich, welcher als Senior sich zu einer Dankrede in die nöthige Verfassung bereits gesetzt.

„Sie woll'n uns ihre Ovationen wahrscheinlich fürs Konzert aufsparen", beruhigte der Apotheker seine Genossen.

Hoffnungsvoll begaben sich die Bimmel=Bammler nach dem Schützenhause der Stadt, wo am Abend das Konzert stattfinden sollte.

„Da sind w'r nu, Spritzelchen", spricht Schmautschke vergnügt zum Besitzer des Saals. „Na, wie steht's, Alles 'n Ordnung? Ha, ganz Trübsal g'wiß schon g'spannt auf uns. Ja, so was kriegt 'r hier auch nicht alle Tage z'hören!"

Herr Spritzel sieht aber die Gesellschaft an und ist ganz verwundert und denkt: „in Euren Köpfen ist's nicht richtig, darauf wett' ich Eins gegen Hundert."

„Na, alt'r Kronsohn", sagt der Apotheker, „'r habt mein'n Brief weg'n des Konzert-Arrangements doch erhalten?"

„Ihren Brief? Nicht daß ich wüßte!" entgegnet Herr Spritzel. „Mit wem hab' ich die Ehre?"

„Mit wem Se die Ehre hab'n! Ich bin ja Schmautschke und das sind hier meine Bimmel=Bammler."

Leider hatte der wackere Schützenwirth von allem Andern in der Welt eher eine Ahnung, als von der Existenz eines Menschen Namens Schmautschke, wie von der eines Gesangvereins Bimmel=Bammel. Ihm war daher auch nichts von der Absicht der erlesenen Gesellschaft, hier Konzert geben zu wollen, bekannt. Die nun folgenden Erörterungen ergaben aber die vernichtende Thatsache, daß auch sonst keine menschliche Seele in Trübsal von dem Dasein der preisgekrönten Sänger des Lakritzendorfer Sängerfestes, wie von dem Ohrenschmaus, den sie vorhatten, etwas wußte.

Aus ihrem Himmel gestürzt, standen sie nun da und jammerten und räsonnirten und zerbrachen sich gegenseitig die Köpfe mit der Lösung des Räthsels, wie es möglich sei, daß das von Schmautschke nach seinen Versicherungen mit so viel Glanz vorbereitete Konzert gar nicht bekannt im Orte sei. Da rief, sich selbst vergessend, der Apotheker plötzlich aus, indem er unter den Papieren in seinen Taschen eifrig suchte: „Herr Gott, ich werd' doch nicht etwa den Brief! . . . ." Nun schlug er sich vor die Stirn. „Kind'r, 'r mögt den Kopf m'r waschen. Der Brief weg'n des hiesigen Konzertarrangements, — 's ist zum Verrücken! da ist 'r, in mein'r Zerstreutheit hab' ich v'rgessen, ihn abzuschicken!"

Es ist unbeschreiblich, in welche Aufregung die fürchterliche Entdeckung die Bimmel=Bammler versetzte. Eine wahre Sündfluth von Vorwürfen, Beschuldigungen und anzüglichen Bemerkungen ergoß sich auf das Haupt des unglückseligen Apothekers, der „das Wort, das ihm entfahren, möcht, im Busen gern bewahren."

„Ihr nehmt immer den Mund so voll und thut nichts, wie's gethan sein soll", eiferte Major a. D. v. Säbel.

„Ist das vielleicht einer von den 59 Briefen, Apotheker, die Ihr nach Trübsal geschrieben?" höhnte Rektor Puselich.

„Ta schlak toch kleich das Tonterwetter trein, wenn man vor lauter Irrdümmern kar nicht zum Sinken kommt", fluchte Kantor Muselich.

In diesem empörten Elemente, in welchem die Einigkeit der Bimmel=Bammler Schiffbruch zu leiden drohte, erhob sich aber jetzt eine Stimme, die schon öfter die Stürme des Vereins beschworen, — die des trefflichen Doktor Knautschke.

„Meine Freunde!" rief er in einer zündenden Anrede, „die Welt blickt auf uns und ganz Trostlos sieht auf uns. Wollt Ihr durch Uneinigkeit den Spott aller Gesangvereine und den Hohn jener königlichen Sänger erregen, denen unsere Triumphe längst ein Dorn im Auge sind? Dann steigt herab von Eurem Postamente, preisgekrönte Sänger von Lakritzendorf, und verzichtet auf den Ruhm, leuchtende Marksteine zu sein in den Blättern der Geschichte. Wollt Ihr aber der Bewunderung der Welt fernerhin Euch würdig zeigen, dann folgt mir, ich will fortan Euer Führer sein, ich Knautschke, der Gründer des Pfisimatentchen=Vereins und vieler anderer Institute. Das Konzert aber, es muß heute stattfinden. Unterwerft Euch meinen Anordnungen und der Tag von Trübsal wird noch ruhmreich sein." (Ungeheurer Beifall.)

„Laputschkichen, Sie werden doch meine Rede dem Wochenblatt Special telegraphiren? . . ."

Die Worte des Doktors waren Oel auf die empörten Wogen. Unter seiner Leitung kam sofort Plan in die Verwirrung. Zunächst wurde Rektor Puselich damit beauftragt, das Konzert in der Stadt austrommeln zu lassen. Darauf übernahmen Major von Säbel und Kantor Muselich die Reinigung des Saals, Kandidat Schönchen und Redakteur Laputschki zimmerten ein Podium aus einigen Brettchen. Ein Jeder that das Seine; es ging wie am Kettchen. Nun wurde ein Flügel hereingeschafft und aufs Podium gestellt und noch war das Arrangement nicht ganz beendet, als auch schon die ersten Zuhörer sich einfanden, die Puselich mit dem Gemeindeausrufer zusammengetrommelt hatte. Sie machten Aufsehen in der Stadt, in welcher jene königlichen Sänger vor Kurzem erst Konzert gegeben; man dachte, es wären Kunstreiter. Spottsucht trieb die Einen, Lust am Skandal die Andern, und als der Abend kam, war der Saal ansehnlich gefüllt von einem Publikum, das dem ihm in Aussicht gestellten Kunstgenusse ungeduldig entgegenstampfte und sich nicht eher beruhigte, als bis die Bimmel=Bammler mit Räuspern und Schnauben aufs Podium stiegen, um in einem feurigen Chore Mendelssohns ihrer ungezügelten Sangeslust Ausdruck zu geben.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen, in Berg und Thal und Wald und Feld",

so ertönte es aus zehn Kehlen, als wäre ein Pferderennen eröffnet. . . . .

Aber ach! sie waren über die „weite Welt" noch nicht hinausgekommen, als der liebe Gott schon „seine Wunder" zeigte. Das Podium, gezimmert von Schönchen und Laputschki, es war zu schwach, um die 10 Sänger mit einem Flügel zu tragen; ihrem siegesgewissen Auftreten folgte ein Krach mit Pianofortebegleitung; die Macht des Gesanges war bei ihnen gar wunderbar zum „Durchbruch" gekommen. . . . .

Für ein erstes Debüt war dieser „Zwischenfall" allerdings etwas deprimirend, denn die Zuhörer thaten ihren Gefühlen keinen Zwang an, als die einzelnen Bimmel=Bammel=Bestandtheile aus den Trümmern des Podiums sich mit größtmöglicher Eile herausarbeiteten.

„Potz Blitz! Laputschki, Ihr habt zum Podium gewiß nur so dünne Brettchen verwandt, um für Eure Zeitung etwas zum schreiben zu bekommen", brummte Major a. D. v. Säbel, den unschuldigen Redakteur (welcher die „Sängerfahrt" allerdings im Wochenblatt „unter dem Strich" zu schildern beabsichtigte) grausam verdächtigend. Der sanglustige Kantor Muselich aber rief vergnügt: „Wenn wir auch turchkeprochen sind, Ihr Kattuntrucker, so sind wir noch lanke nicht turchkefallen."

Die Sänger hatten sich von ihrem Unfall inzwischen so weit erholt, um das Konzert fortsetzen zu können. „Kind'r, w'r müssen die Schwarte auswetzen", flüsterte Schmautschke den Bimmel=Bammlern rasch noch zu, als sie auf eine Bank stiegen, um ihr zweites Lied zu singen. Allein in den Sternen stand geschrieben: „Bimmel=Bammel, vergeblich sei heute all dein Ringen!"

Der folgende Chor enthielt ein Baß=Solo, um dessen Vortrag die beiden Stimmrivalen Puselich und Muselich bisher stets die erbittertste Fehde mit einander geführt hatten, da ein Jeder es durchaus singen wollte. Als nun aber der richtige Moment gekommen war, dachte in plötzlich eingetretener Bescheidenheit ein Jeder, daß der Andere es schon singen werde und horch! — Da schwiegen die Kampfhähne alle Beide still. Eine große Kunstpause entstand; mit wildrollenden Augen sahen sie einander an, erwartend, daß der Andere zum Singen nun endlich den Mund aufthun werde. Mit einem Male, wie ein paar wüthender Stiere, die gleichzeitig losgelassen wurden, im blutigen Turnier zu kämpfen, so stürzten sie sich gemeinsam in den Vortrag des zarten Solo, einander überbrüllend und — sangen es als Duetto furioso.

Das Stück würde unzweifelhaft den Glanzpunkt des Abends gebildet haben, wenn es durch die folgende Leistung nicht noch überstrahlt worden wäre. Es war eine Baß=Arie und der alte Kantor Muselich hatte ihren Vortrag übernommen.

(Schluß folgt.)

Madame de Brandebourg.

Historische Novelle.

(Schluß.)

Der Markgraf wurde jetzt in Wuth gesetzt. „Kein Gott, kein Teufel soll mich von ihr trennen", rief er leidenschaftlich aus. Gottfried von Hackeborn suchte ihn vergebens durch den Hinweis, daß er dem Kurfürsten Gehorsam schuldig sei, zu beruhigen. „Lassen Sie sich von Ihrer Leidenschaft nicht hinreißen", warnte der treue Obrist. „Glauben Sie Ihrem Freunde, den die Feldschlacht erprobt

hat, daß Sie in Gefahr gerathen, wenn Sie den Gehorsam, den Sie Ihrem Fürsten und Kriegsherrn schuldig sind, auch nur in einem Punkte verletzen."

„Sobald ich ihm den Degen, den er mir anvertraute, zurückgebe", entgegnete Karl Philipp erregt, „ist mein Bruder nicht mehr mein Kriegsherr. Ich thue dies jetzt und höre auf, brandenburgischer Offizier zu sein." Er nahm den Degen aus dem Gehenke und reichte ihn Hackeborn, der umsonst den Prinzen beschwor, keine Gewaltschritte zu thun. Er möge seine Unterthanenpflicht bedenken.

„Unterthanenpflicht!" rief Karl Philipp. „Erinnern Sie sich nicht, daß mein unvergeßlicher Vater Gleichheit unter uns Brüdern gewollt hat, daß sein Testament deutlich zeigt, wie er den despotischen Launen seines Nachfolgers Grenzen gezogen? Nur guter Wille war es von mir und meiner Mutter, daß ich nicht ein souverainer Fürst wurde. Oesterreich würde uns unterstützt haben, würde uns noch unterstützen, das Testament in jedem seiner Theile durchzuführen."

Die Stirn des Obristen bewölkte sich. „Mein Prinz", sagte er, „Sie sind auf dem Punkt angelangt, der mich erzittern macht. Oesterreich! Allerdings gönnt Habsburg den hohenzollernschen Geschlechte seine Machtentwickelung nicht und würde jede Zerstückelung des brandenburgischen Staates mit Freuden begrüßen. Hüten Sie sich vor Oesterreich. Ihr Herr Vater hat seine Treue erfahren, als es ihn verließ und er den Frieden von St. Germain schließen mußte, der ihn alle seine Eroberungen, die dem Reichsfeinde abgenommenen deutschen Lande zurückzugeben zwang. „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor", lauteten seine Worte, und sein Sohn könnte jemals daran denken, Oesterreich in die inneren Angelegenheiten des hohenzollernschen Geschlechts hineinzuziehen!?"

„Herr Obrist", versetzte Markgraf Karl Philipp gereizt, „ich habe Sie um ihre Ansicht nicht ersucht. Berichten Sie aber meinem Bruder, daß ich aus den Reihen des brandenburgischen Heeres ausgeschieden bin."

„Die Entscheidung darüber steht Seiner Durchlaucht dem Kurfürsten zu", antwortete Hackeborn. „Soviel mir bekannt ist, kann ein Krieger nicht nach Belieben seinen Degen hinwerfen."

Der Prinz hörte schon nicht mehr, und finster schaute Gottfried von Hackeborn dem Enteilenden nach. Ein Seufzer rang sich aus seiner Brust; die Freundschaft, welche in Gefahr und Tod erprobt zu sein schien, war vernichtet — — —

Schon nach zwei Tagen segnete der Jesuit Xavier Malopi die Ehe Karl Philipp's und der Lady Salmour ein. Am folgenden Tage war großer Empfang bei Monsieur et Madame de Brandebourg. Bei demselben fehlte jede Vertretung Brandenburgs.

Die Neuvermählten schienen das nicht zu bemerken; sie hatten nur Augen für einander, und der venetianische Gesandte sagte zu Maria di Robledo: „Haben Sie verliebtere Eheleute gesehen? Ich wette darauf, daß die Blitze schon am Himmel zucken könnten und sie es nicht bemerkten." Grimaldi wußte gut zu urtheilen; ein gewaltiges Gewitter zog sich über die Liebenden zusammen.

Als der Staatsminister und Oberpräsident Eberhard von Dankelmann in seiner rücksichtslosen gehäßigen Weise dem Kurfürsten die Vorgänge in Turin mittheilte, gerieth Friedrich III. in Zorn. Er nannte das Ausscheiden seines Bruders aus dem brandenburgischen Heere Desertion, seine Vermählung durch einen Jesuiten eine Nichtswürdigkeit, die durch nichts zu rechtfertigen sei. Dankelmann schürte die Glut, und so erhielt Hackeborn zehn Tage nach der Hochzeit, die das Ehepaar im Wonnetaumel verlebt hatte, den kurfürstlichen Befehl, den Markgrafen Karl Philipp zu verhaften und ihn sogleich nach Berlin zu senden.

Gottfried von Hackeborn traute seinen Augen nicht, als er den Befehl durchlas. „Angesichts dieses", lautete derselbe. „Ich wollte, die Erde verschlänge mich!" rief der wackere Obrist aus. Die Pflicht befahl ihm, alles andere hintanzusetzen; der Soldat mußte gehorchen, ob das Herz ihm brach.

Er wählte sich die vier besten und geachtetsten Offiziere seines Regiments, zeigte ihnen den kurfürstlichen Befehl und begab sich dann zu der Wohnung des Markgrafen Karl Philipp. Es war Nacht geworden, als sie dieselbe erreichten und eintraten. Der Prinz kam ihnen im Schlafrock und Unterkleidern, den Degen in der Faust entgegen.

„Herr Markgraf", redete ihn Hackeborn an, „ich komme auf Befehl Ihres durchlauchtigen Bruders und bitte, daß Sie mir folgen mögen." Bei diesen Worten reichte er ihm die empfangene Schrift. Im Nebenzimmer vernahm man einen weiblichen Schrei. Der Prinz achtete des Schreibens nicht; sein Aeußeres sprach von seiner wilden, leidenschaftlichen Erregung.

„Ich bin meines Bruders Diener nicht mehr", schrie er. „Ich habe jedes Band, welches mich an ihn knüpfte, zerrissen, ich bin frei und werde meine Freiheit mit dem Schwerte zu wahren wissen. Gehen Sie, meine Herren, oder ich behandle Sie wie Räuber, welche Nachts in friedliche Wohnungen einbrechen."

Die Hackeborn begleitenden Offiziere griffen an ihre Degen; der Obrist befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten. Dann beschwor er Karl Philipp, ihn nicht zum Aeußersten zu treiben. Er handele auf Befehl seines Herrn, des Kurfürsten, dem er Treue gelobt habe. Die Worte verhallten vergebens; der Zorn des Prinzen war in Wuth übergegangen; er überhäufte die Offiziere, seinen Bruder, der ihn von seiner Gemahlin trennen wolle, und den einstmaligen Freund mit Schmähworten. Noch einmal befahl er schließlich den Kriegern, seine Wohnung zu verlassen.

„Ich darf nicht ohne Sie gehen", entgegnete Gottfried von Hackeborn.

„So soll mein Schwert Euch die Wege weisen", tönte es aus der Brust des Prinzen, und er machte einen Ausfall auf des Obristen Brust. Jetzt trat dieser zurück und zog auch seinerseits den Degen, um sich zu vertheidigen und den Prinzen zu entwaffnen, während er den anderen Offizieren, sich in den Kampf nicht einzumischen, befahl.

Das Geschrei der jungen Frau im Nebenzimmer dauerte fort; sie rief nach Hilfe zum Fenster hinaus. Die Scharwache hörte das und trat in das Zimmer, als Karl Philipp seine Waffe fallen ließ, da er einen, von dem Obristen nicht zu vermeidenden Stich in den Arm erhalten hatte. Die brandenburgischen Offiziere und die Turiner Polizeisoldaten wollten schon einander angreifen, als die riesige Gestalt Hackeborn's dazwischen trat. Hier bewährte der Obrist seine gebieterische Ruhe; mit kurzen Worten setzte er dem piemontesischen Offizier die Sachlage auseinander.

„Dann habe ich hier nichts zu thun", äußerte dieser.

„Sie wollen uns keine Hilfe gewähren?" rief Katharina, die hereingestürzt war und sich an die Brust ihres geliebten Mannes geworfen hatte. „Die Ehre ruft Sie zu unserm Beistande auf."

„Signora", antwortete der Italiener, „wenn Sie unsern Beistand anrufen, so bin ich mein Leben zu wagen bereit; den Herrn Marchese kann ich nicht schützen."

„Mylady hat nichts zu fürchten", entgegnete Hackeborn; aber der Verwundete hieß Katharina in Sicherheit bringen. Nur mit Mühe gelang es, sie von Karl Philipp, der durch den Blutverlust ohnmächtig wurde, zu trennen und sie in ein Kloster zu führen.

Karl Philipp hatte zu viel Blut verloren, als daß man ihn transportiren konnte. Gottfried von Hackeborn that seine Pflicht, ohne den früheren Freund aus den Augen zu verlieren. Der Prinz vereitelte seine treue Fürsorge. Als er sich am folgenden Morgen von Katharina getrennt sah, gerieth er in Verzweiflung, so daß er sich den Verband abriß. Mit Gewalt mußte man ihn auf's Neue verbinden, während Hackeborn ihn zu überzeugen bemüht war, daß eine Zusammenkunft der Brüder in Berlin alle Wege ebnen werde.

Der Prinz lachte grimmig. „Als ob meines Bruders Rathgeber, Dankelmann, es dazu kommen ließe! Man verfährt mit mir, wie Oesterreich mit dem sächsischen Feldmarschall Schöning verfuhr. Derselbe sitzt noch auf dem Spielberg. Das ist echt Dankelmannisch."

Er riß sich noch zweimal den Verband ab, so daß er am fünften Tage nach seiner Verhaftung starb. Sein letztes Wort war „Katharina!" —

Die Leiche wurde nach Berlin übergeführt und im Dom mit großem Pompe beigesetzt. Einige Wochen darauf erschien der kaiserliche Gesandte vor dem Kurfürsten und erzählte, daß die Wittwe des verstorbenen Prinzen tiefgebeugt nach Wien gekommen sei. Sein Kaiser lasse anfragen, ob man sie dort dulden solle.

Der Oberpräsident, Minister Eberhard von Dankelmann, war sogleich mit der Forderung, Katharina auszuweisen, bei der Hand; aber Friedrich III. schüttelte das Haupt: „Ich habe einen Bruder, sie einen Geliebten verloren; wir können nicht mit einander Krieg führen."

„Die Dame maßt sich aber den Namen „Madame de Brandebourg" an, warf Dankelmann ein.

Der Kurfürst wandte sich wieder zu dem österreichischen Gesandten: „Lassen Sie ihr hunderttausend Thaler bieten, wenn sie dem Namen entsagt." Wieder wollte der Minister Einwendungen machen, da traf ihn ein Blick aus des Kurfürsten Augen, der ihn erzittern und das Wort in seiner Kehle stocken ließ. Das war das Vorspiel zu seinem Sturze.

Das Angebot erfolgte; aber Katharina Balbiani, Madame de Brandebourg, antwortete hochherzig: „Die Ehre, die Gemahlin des Markgrafen Karl Philipp gewesen zu sein, entschädigt mich für alles Uebrige, und keine Schätze der Erde werden mich zu einem Schritte, der mir den Namen seiner Frau nimmt, bewegen können. Möge der Kurfürst sein Geld behalten, ich meinen Namen."

„Er hat keine Unwürdige geliebt", äußerte Friedrich, als er die Rede vernahm.

Den Namen „Madame de Brandebourg", dessen sich Katharina Balbiani würdig zeigte, vertauschte sie erst 1707 mit dem einer Gattin des sächsischen Feldmarschalls von Wackenbarth.

---

* **Die künstliche Darstellung des Diamanten,** eines der am meisten gesuchten Probleme, scheint endlich gelöst, oder, wie man vielleicht besser sagen sollte, aus dem Stadium des Schwindels in das einer halben wissenschaftlichen Realität getreten zu sein. Der englische Experimentator Herr J. B. Hannay ist nach mehreren vergeblichen Versuchen zu höchst beachtenswerthen Resultaten gelangt, die sich nach der „N. Züricher Ztg." dahin resumiren lassen: Nach seinen neuesten Mittheilungen bildet sich der Diamant, wenn man in eine eiserne Röhre eine Mischung von Lithium, Knochenöl, Petroleumspiritus und etwas Lampenruß bringt, die größtentheils mit der Flüssigkeit gefüllte Röhre durch einen geschickten Arbeiter zuschweißen und somit hermetisch verschließen läßt, endlich die so hergerichtete Röhre 14 Stunden lang auf helle Rothglut erhitzt und langsam erkalten läßt. Oeffnet man die kühl gewordenen Röhren, so entweichen mit großer Gewalt Gase, und es hinterbleibt, neben festen und wenig flüssigen Substanzen, eine geringe Menge krystallisirten Kohlenstoffs, die mit dem natürlichen Diamanten identisch ist, abgesehen von einer kleinen Beimengung stickstoffhaltiger Substanz. Diese Art der Diamantdarstellung leidet jedoch noch an einer großen Anzahl von Schwierigkeiten, so daß die Sache vorläufig nur ein wissenschaftliches Kuriosum ist, welches bei der Damenwelt noch keine Hoffnungen auf größere Zugänglichkeit des beliebtesten Edelsteins hervorrufen darf. Ja nicht einmal die Männer der Wissenschaft werden so leicht im Stande sein, ihr Interesse an der Sache aus eigener Anschauung durch Wiederholung des Versuchs zu befriedigen, denn wir bezweifeln, daß sich bald ein Forscher finden wird, welcher genügende Ausdauer zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, genug Todesmuth gegen die wahrhaften Wasser- und Feuerproben mitbringt, welche den Eindringling an der Pforte dieser neuen Entdeckung bisher noch erwarten. Zunächst schildert nämlich Hr. Hannay die Operation des Zuschweißens der zum größten Theil mit flüchtiger organischer Flüssigkeit angefüllten eisernen Röhren als eine Arbeit von so großer Schwierigkeit, daß unter hundert Arbeitern kaum Einer gefunden wird, der dieselbe glücklich zu Stande bringt. Weiter explodiren, in Folge des bedeutenden Druckes im Innern, die meisten der benutzten Röhren, zertrümmern dabei die Oefen und gefährden den Experimentator. Haben sie aber das Erhitzen glücklich und ohne zu platzen überstanden, so müssen sie durch Anbohren geöffnet werden, und während des hierbei eintretenden Entweichens der entstandenen Gase finden abermals zuweilen Explosionen statt, bei welchen die Trümmer des eisernen Rohres mit äußerster Gewalt umhergeschleudert werden. Endlich ist der Erfolg des ganzen Versuches ein so wenig sicherer, daß von 80 Experimenten nur drei zu dem gewünschten Ziele führten. Immerhin lieferten diese drei Versuche eine zwar geringe, aber doch genügende Menge, um durch chemische Analyse und mineralogische Prüfung zu zeigen, daß die erhaltenen Diamanten mit den natürlichen in Bezug auf Eigenschaften und Zusammensetzung identisch sind. Der natürliche Diamant ist reine, krystallisirte Kohle. Der künstlich erhaltene enthielt 97,8 Prozent Kohle, das Defizit von 2,2 Prozent ist vornehmlich Stickstoff, welcher in chemischer Verbindung mit einem Theil des Kohlenstoffs vorhanden ist.

* **Der Einfluß des elektrischen Lichts auf die Vegetation.** Auf Grund von Versuchen an schnellwachsenden Pflanzen, gelben Rüben, Bohnen, Gurken, die er in Sherwood angestellt hat, theilt Dr. W. Siemens in der elektro-technischen Zeitschrift mit, daß das elektrische Licht die Bildung von Chlorophyll in den Blättern der Pflanzen und die Förderung des Wachsthums bewirkt, daß die Pflanze keiner Ruhezeit während der Nacht, wenigstens innerhalb der Zeit von 24 Stunden bedürfen, vielmehr in ihrem Wachsthum, sowohl hinsichtlich des Umfangs als der Stärke der einzelnen Pflanzentheile, ununterbrochen fortfahren, wenn sie bei Tag dem Sonnenlichte, bei Nacht dem elektrischen Lichte ausgesetzt sind. Insbesondere werde wohl die Einwirkung des elektrischen Lichtes von großem Vortheil sein, wenn es sich darum handle, die Zeit der Blüthe zu verkürzen und die Pflanzen zu raschem Ansetzen der Frucht, oder die Früchte zu rascherer Zeitigung zu veranlassen. Uebrigens ist hinsichtlich der Qualität der Blumen und Früchte zu bemerken, daß die fortdauernde, bei Tag von der Sonne, bei Nacht vom elektrischen Licht ausgehende Beleuchtung ähnliche Wirkungen erkennen läßt, wie man sie schon im hohen Norden, wo die Sonne kaum mehr untergeht, beobachtet hat, nämlich die Blumen werden größer und feuriger, und die Früchte werden ebenfalls größer und aromatischer; dagegen ist die Zuckerbildung in den Früchten weniger vom Licht als von der Wärme abhängig. Auch bei dem Weinstock macht man ja eine verwandte Erfahrung, daß der Geruch und die Blume des Weines an der nördlichen Grenzlinie der Reben viel mehr zum Vorschein kommt, als im Süden, wo der Zuckergehalt ganz entschieden vorwiegt. Was die Kosten anbelangt, so wird angegeben, daß ein halbes Ar mit dem nöthigen Lichte für eine 12stündige Nacht zu versehen — es wären dies ungefähr 50,000 Kerzen — ungefähr 15 M. kosten würde, wenn man die Maschine durch Dampf treiben müßte. Es kann somit vorerst noch nicht von praktischer Verwerthung der Sache die Rede sein, es sei denn, daß man eine natürliche Kraftquelle, einen Wasserfall oder etwas Derartiges zur Verfügung hat.

* **Die Beschreibung der Reisen des berühmten Baron v. Nordenskjöld,** dessen Anwesenheit in den Mauern der deutschen Hauptstadt erst jüngst noch zu einer Reihe glänzender Festlichkeiten Veranlassung gegeben hat, ist nun auch bei Brockhaus in Leipzig in deutscher Sprache erschienen. Von einer Beurtheilung des hohen wissenschaftlichen Werthes dieses Reisewerkes hier absehend, geben wir nur einige rein äußerliche Daten finanzieller Natur wieder. Das Unternehmen hat einen Aufwand von 419,177 Kronen erfordert. Davon hat der Staat 59,957 aufgebracht, während der Haupttheil der Unkosten vom Könige Oskar von Schweden und den schwedisch-norwegischen Privaten Dickson und Sibiriakoff bestritten ist. Jeder von ihnen hat zu den Reisekosten 120,000 Kronen beigetragen.

* **Englische Fachblätter** erzählen Wunderdinge von einer neuen Setzmaschine, bei welcher im Gegensatze zu der bekannten und bewährten Kasteinbein'schen die Auslösung der Typen nicht durch Hebel, sondern durch den elektrischen Strom erfolgt. Der Setzer drückt mit einem kupfernen Stabe auf eine Taste, die den Namen des benöthigten Buchstaben trägt, worauf die Type blitzschnell aus der Sammelröhre springt und sich den andern anreiht. Wir wollen gern glauben, daß der elektrische Strom vor den sonst üblichen Hebelstangen manchen Vorzug besitze, daß aber ein Setzer mit der neuen Maschine im Stande sein soll, 12,000 Lettern in der Stunde zu setzen, will uns, selbst wenn ihm das Manuskript vorgelesen wird, nicht in den Sinn. Höchstens könnte ein besonders geübter Setzer oder vielmehr Klavierspieler, denn die Arbeit an der Setzmaschine gleicht der Tastenbearbeitung wie ein Ei dem andern, dieses Tempo eine Viertelstunde einhalten. Vier bis fünf Tausend Buchstaben in der Stunde wären schon eine ganz achtungswerthe Leistung. Ebenso märchenhaft klingen die Berichte über die neue Rotations-Druckmaschine von Alanzet in Paris. Während die bisherigen Rotations-Maschinen, welche von König und Bauer, Maschinenfabrik Augsburg u. A. in höchster Vollkommenheit erbaut werden, höchstens 35,000 Exemplare in der Stunde drucken, soll es die neue Presse auf das Doppelte bringen, so daß es nur wenige Zeitungen in der Welt gäbe, bei welchen der Druck der Auflage mehr als eine Stunde beansprucht. Der Druck wird wohl auch danach sein. Die Alanzet'sche Presse ist für die „Petite République française" bestimmt.

* **„Rousseau."** Ueber dies neueste Drama von Dr. Hugo Müller liegt dem „B. Frdbltt." ein Originalbrief eines der bedeutendsten Schriftsteller und Kunstkritiker vor, der sich dahin ausspricht: „Das kleine Drama „Rousseau" finde ich vortrefflich. So eng der Rahmen ist, so voll ist die innere Handlung, denn mit einem Schlage tritt uns der Verfasser des „Emile" und sein Leben, das Armselige des Leibes und Ueberreiche des Geistes vor die Augen. Ich rathe Ihnen, dasselbe an Barnay zu senden, damit derselbe es bei seinen Gastspielen verwende, denn so ungefähr stelle ich mir Rousseau vor und Barnay hat so viel Schwung, um einen Riesenerfolg damit zu erzielen." Hr. Dr. Müller hat diesem Rathe Folge geleistet und Herr Barnay hat die ebenso schwierige als hochinteressante Rolle in sein Gastspiel-Repertoir aufgenommen. Am 16. November gelangt außerdem ein neues Lustspiel desselben Verfassers, mit dem Titel „In Nizza" am königlichen Hoftheater zu Wiesbaden zur erstmaligen Aufführung. Die Rollen befinden sich in den Händen der ersten darstellenden Kräfte und die Mitglieder des Lese-Komite's haben sich sämmtlich höchst beifällig darüber ausgesprochen. Auch das neueste Schauspiel von Dr. Hugo Müller „Fürstin Griseldis" ist bereits von mehreren der bedeutendsten Bühnen zur Aufführung angenommen worden. Es behandelt eine sehr wichtige gesellschaftliche Frage und die Hauptrollen dürften sich an bestimmte und bekannte Persönlichkeiten anlehnen. Für Berlin hat der Verfasser das Stück dem Wallner-Theater eingereicht.

* Das „Deutsche Montagsbl." publicirt einen ungedruckten Heine-schen Brief, den derselbe von seinem Pariser Schmerzenslager aus unterm 21. April 1851 an Dr. Kolb, den damaligen Chef-Redakteur der Augsburger „A. Z.", geschrieben hat. Dieser Brief ist nach manchen Seiten hin interessant. Zunächst schildert Heine seine Leiden. Er liege noch immer auf dem kranken Rücken, in dem die fürchterlichsten Krämpfe hausten. Aber — so fährt er fort — „das ertrage ich mit religiöser Geduld. Ich sage religiös, weil ich doch nicht ganz in Abrede stellen kann, was man von meiner jetzigen Gottgläubigkeit erzählt. Aber ich muß Ihnen in dieser Beziehung versichern, daß hier große Uebertreibungen herrschen, und daß ich nicht im Entferntesten zu den sogenannten frommen Seelen gehöre. Die Hauptsache besteht darin, daß ich schon längst eine große Abneigung gegen den deutschen Atheismus empfand, schon längst bessere Ueberzeugungen in Betreff der Existenz Gottes hegte und mit der Manifestation derselben eine geraume Zeit warten wollte . . . . . „Weiter bedauert es der kranke Dichter, daß ihm bei seinen Arbeiten für das Augsburger Blatt nicht immer freie Hand gelassen worden sei, daß man namentlich seine, Heines, „bestimmte und immer wiederholte Voraussagungen über den damals unbeachteten Socialismus als Chimären, oder als indirekte Propaganda zurückgewiesen habe." Man würde ihm jetzt (nach der Pariser Junischlacht) zugestehen müssen, daß er zu den Wenigen gehört, welche die Zukunft am richtigsten beurtheilt hätten. Für den neuen Präsidenten der Republik, Louis Napoleon (der Brief ist vor dem Staatsstreich geschrieben), hat Heine große Sympathieen. Für ihn „bin ich mit Leib und Seele, aber nicht bloß, weil er auch ein wackerer Mensch ist und durch die Autorität seines Namens größerem Unheil entgegenwirkt; wie Ludwig Philipp es war, so ist auch Louis Bonaparte ein Mirakel zu Gunsten der Franzosen. Ob er sich halten wird, ist eine andere Frage, denn diese Menschen fürchten nichts und haben nur die Stunde im Auge." Zuletzt freut sich der Kosmopolit Heine, keine Deutschen mehr zu sehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.